Es gibt Mörder, die Tote wie Trophäen sammeln

Je kaputter der Ermittler, desto kälter der Norden: Heine Bakkeid geht nach Leichen tauchen in Norwegen

Sein täglicher Medikamentencocktail ist furchteinflößend. Schmerzmittel zählen dazu, Antipsychotika, Neuroleptika, Antidepressiva. Aber ohne sie wäre er gar nicht einsatzfähig. Er ist nämlich ein ziemlich aussichtsloser Fall, dieser Thorkild Aske. Einst ein Verhörspezialist der norwegischen Polizei, Abteilung Innere Ermittlung, jetzt nach mehr als drei Jahren in Haft und in der Psychiatrie entlassen trotz einer eklatanten Selbstmordgefährdung. Nach einem von ihm unter Drogeneinfluss verursachten Verkehrsunfall, bei dem eine junge Frau namens Frei zu Tode kam, ist seine Beamtenlaufbahn für immer beendet. Und Frei, der er verfallen war, lässt ihn nicht mehr los. Zur Wiedereingliederung in die Gesellschaft bietet man ihm einen Job in einem Callcenter an. Seine Frau hat ihn verlassen und hat sich mit seinem früheren Vorgesetzten verpartnert. Geld hat er auch keines.

Heine Bakkeid: „. . . und morgen werde ich dich vermissen.“ Thriller. Aus dem Norwegischen von Ursel Allenstein. Rowohlt Verlag, Reinbek 2017. 417 S., br., 14,99 €.

Alles keine guten Nachrichten. Aber dann vermittelt ihm sein Psychiater einen seltsamen Auftrag: Er soll im Norden des Landes, auf einer winzigen Insel, nach dem Verbleib von Rasmus Moritzen fahnden, Sohn wohlhabender Eltern, der einen Leuchtturm zu einem Erlebnishotel umrüsten wollte. Als er verschwand, hakte die örtliche Polizei den Fall schnell als Tauchunfall ab. Aske hat etwas wiedergutzumachen, was nicht wiedergutzumachen ist, und nimmt deshalb den Auftrag an.

Damit betritt ein Ermittler die Bühne, der zu den kaputtesten Typen zählen dürfte, die derzeit im Handel sind. Er führt Selbstgespräche, sieht Gespenster und deliriert in der Totenwelt. Wenn auch seine Sozialprognose wenig Anlass zur Hoffnung gibt – aber seinen Riecher hat er nicht verloren. In Nordnorwegen trifft er seine Schwester Liz, die es nicht schafft, sich von ihrem prügelnden Gatten zu lösen. Er findet Unterschlupf bei dem Muschelfarmer Harvey und seiner Frau Merethe, einer Therapeutin im Altenheim, die nicht nur Senioren-Yoga kann, sondern auch als Medium fungiert.

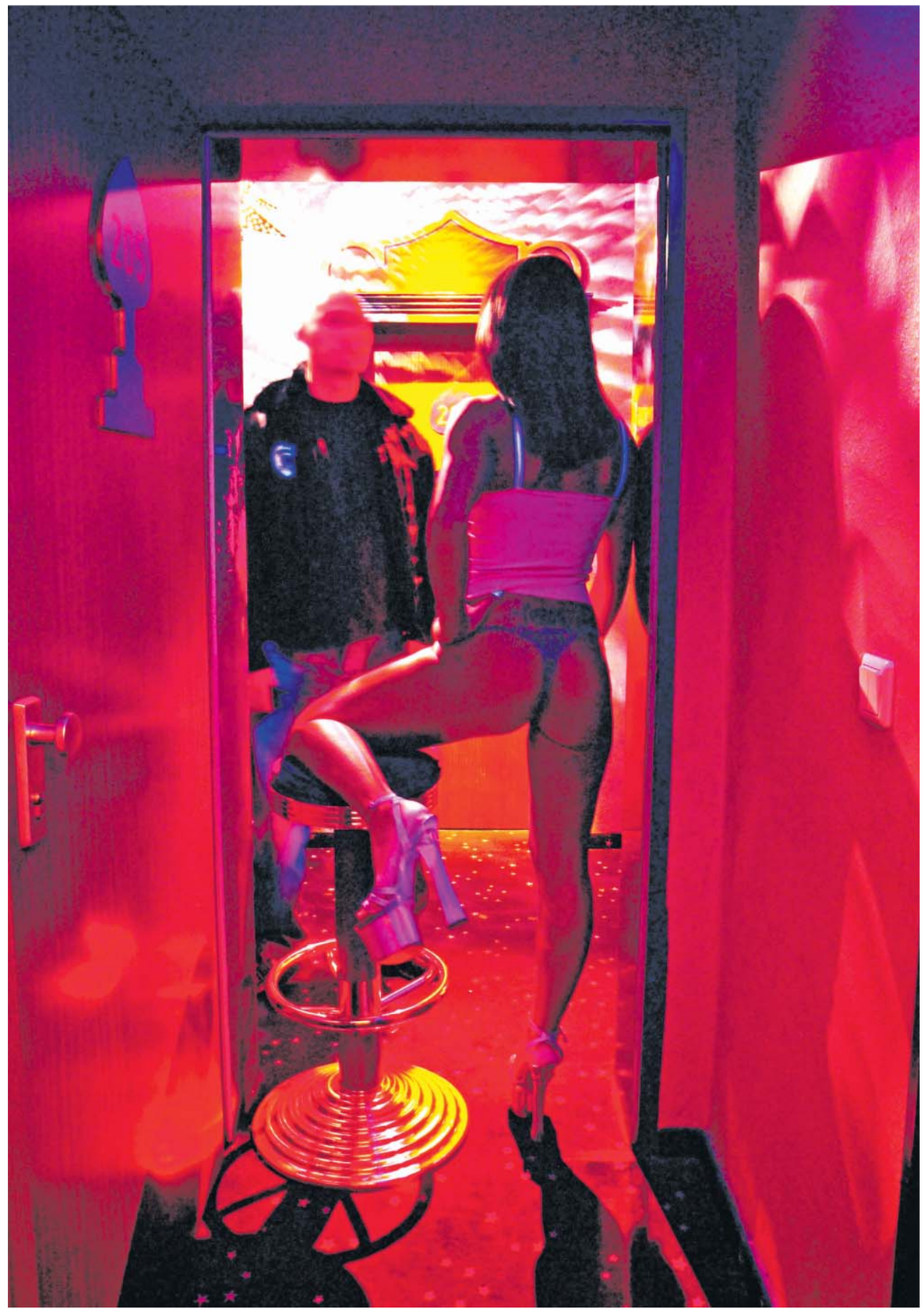
Das Ganze spielt während acht Tagen im Herbst, das Wetter ist lausig, die Kälte groß, der Wind heftig. Die Besichtigung des Leuchtturmhotels wirft zunächst wenig ab, bis eine Leiche angeschwemmt wird, die Thorkild Aske birgt. Es ist nicht der vermisste Rasmus, sondern eine Frau, der ein Unterarm und das Gesicht fehlt. Ihrem Zustand zufolge muss sie schon länger als ein paar Tage im Meer getrieben haben. Während der private Ermittler die Polizei verständigt, zieht ein Taucher nächtens die Leiche zurück ins Meer. Die angeforderten Polizisten kommen nie an.

Spätestens jetzt ist klar, dass auch das Leben Askes in Gefahr ist. Spätestens jetzt ist aber auch klar, wer der Täter ist – nur nicht, warum er mordet. Im Grunde handelt der Roman von der Frage, die erst im letzten der neunundsechzig Kapitel gestellt wird: „Wie können manche Menschen ein zweites, vollkommen verschiedenes Leben führen, parallel zu dem, das sie mit anderen teilen?“

Heine Bakkeid, Jahrgang 1974, ist ein norwegischer Jugendbuchautor, der bislang nicht ins Deutsche übersetzt worden ist. „. . . und morgen werde ich dich vermissen“ ist sein erster Abstecher ins Thriller-Fach. Der Roman ist in Norwegen gut angekommen, deshalb wird daraus sogleich eine Reihe werden. Schreiben kann Bakkeid jedenfalls, wie die leichthändig ausgeführte Szene belegt, in welcher ein Pathologe vor den Augen seiner Studenten die dann doch noch aufgetauchte Leiche Rasmus Moritzens obduziert. Wie ein filigranes Skalpell-Ballett wirkt das in der präzisen Abfolge der Handgriffe.

Schon die Entscheidung, die Geschichte aus Sicht des Protagonisten zu erzählen, ist mutig. Ich-Erzähler müssen schnell ein Identifikationsangebot machen, das den Leser entweder durch Plausibilität oder durch Spannung bei Laune hält. Da dem Leser im Regelfall die medikamentöse Vernebelung des Erzählers fehlen dürfte, bemüht sich Bakkeid, die chemischen Prozesse, welche die vielen Pillen im Körper auslösen, möglichst nachvollziehbar zu schildern. Das gelingt ihm, freilich schwächt er seine Beschreibungskunst durch den zwanghaften, an eine Kampfmaschine erinnernden Durchhaltewillen des Helden. Der überbäckt die Erzählung mit Action wie ein Schmelzkäse den Toast.

Dazu zählt etwa der ausgelutschte Topos vom Frischoperierten, der sich selbst entlässt und blutverschmiert mit nacktem Hintern durchs Krankenhaus rennt, weil er da draußen noch eine Rechnung offen hat. Dazu zählt auch das auf Filmeffekt getrimmte Finale, das mit den Stichworten „Schiffswrack“, „Harpune“, „Zweikampf“ ausreichend skizziert ist. Dennoch: ein Debüt, das sich sehen lassen kann. HANNES HINTERMEIER



Der Freier und seine Beute: Allzu oft eine Endstation für die Prostituierten, denn längst nicht alle tun es freiwillig. Foto epd

Von woher komme ich und wenn ja, warum?

Die Behäbigkeit der deutschen Provinz trügt: Monika Geier blickt in „Alles so hell da vorn“ in die Abgründe von Kindeshandel und Zwangsprostitution.

In der „Sexy Bar“, dem auf den ersten Blick bloß miesen Bordell einer Frankfurter Vorstadt, wird ein Kunde erschossen. Er pflegte dort in seiner Dienstuniform aufzutauchen, seine Dienstpistole ist die Tatwaffe, die Täterin ist eine Zwangsprostituierte, beinah noch ein Kind, die sich „Manga“ nennt. Sie nimmt die Polizeipistole mit, tötet dann noch einen Luden, nimmt dessen Mobiltelefon und Autoschlüssel und flieht in seinem Wagen. Doch vorher alarmiert das grelle Mädchen die Polizei.

Weil es sich bei dem Stammkunden um einen Kriminalkommissar aus Ludwigshafen handelt, wird auch Bettina Boll, Kommissarin in Ludwigshafen, mitten in der Nacht an den Tatort im benachbarten Bundesland Hessen gerufen. Der Tote ist ihr Kollege Ackermann. Mit ihm hatte Boll eine Freundschaft verbunden, was nichts einfacher macht für sie.

Während der Roman die anlaufenden Ermittlungen schildert, sind immer wieder Passagen aus der Perspektive der flüchtigen Manga eingefügt. Die hat den Kia des Zuhälters inzwischen stehen gelassen und trampt mit einem übergriffigen Trucker weiter bis zum Rastplatz Höhbrücken. Im – fiktiven – Kaff Höhbrücken im Landkreis Pirmasens in der Südwestpfalz schlägt sich Manga, noch immer in ihrem Kindhuren-Outfit, durch bis zur Dorfschule. Dort erschießt sie in der Turnhalle, wo Lehrer, Kinder und Eltern gerade einer Vorführung der Polizeipuppenbühne des Polizeipräsidiums Westpfalz zuschauen, den Direktor, der Gutvatter heißt. Und lässt sich danach widerstandslos festnehmen. Was für eine Packung ist das denn?

Inzwischen weiß der alarmierte Leser auch mehr über die Kommissarin. Bettina Boll arbeitet eigentlich halbtags – welche Frau, die halbtags arbeitet, arbeitet aber nur halbtags? –, sie lebt mit „ihren Kindern“ Sammy und Enno – die sie zu sich genommen hat, weil deren Mutter, Bolls Schwester, tot ist. Sie läuft in Motto-T-Shirts, Jeans und Cowboystiefeln herum, und sie fährt einen Ford Taunus TC aus den Siebzigern. Kurz, Monika Geiers Serienheldin ist nicht die klassische Polizistin. Sie ist ein Superbulle, weibliche Variante. Emotional, also voller Gefühle und Mitgefühl; eigensinnig, also zur Insubordination neigend; nur bedingt teamfähig, also enorm effizient, wenn sie eine Fährte aufgenommen hat.

Mit „Alles so hell da vorn“ liefert Geier jetzt ein ziemlich meisterliches Stück über die unberechenbare Kommissarin ab. Der Roman hat prompt den Spitzenplatz der Krimibestenliste erobert. Boll agiert in einem von Männern dominierten dienstlichen Umfeld, das sich als korrupt erweist, getrieben von kriminellen Neigungen. Der Leser folgt Boll auf Schritt und Tritt, selbst wenn sie ihre Grenzen überschreitet. „Bulle Tina“ – wie sie Olga nennt, eine der anderen Zwangsprostituierten, die in der „Sexy Bar“ auf widerliche Art als Verfügungsmasse gehalten werden – ist als Charakter durchgearbeitet.

Und diesen Sumpf von Kollaboration und Vertuschung, der Mitglieder der Polizei mit den Verbrechern verbindet und von dem Boll selbst anfangs nichts ahnt, beschreibt Monika Geier nahezu liebevoll – nämlich mit gelegentlich bis zum Sarkasmus zugespitzter Ironie. Was die Fallhöhe des Romans nur verstärkt, der in die Abgründe von Kindeshandel und Kinderprostitution führt – für die die Provinz eher ein Nährboden sein kann, als dass sie davor schützen würde. Denn nicht nur Mangas Morde sind aufzuklären, sondern es wird eine Soko gebildet, die außerdem das spurlose Verschwinden des kleinen Mädchens Peggie vor zehn Jahren in Höhbrücken wieder aufrollen soll.

Was die Autorin richtig gut kann, ist, eine Atmosphäre oberflächlich scheinbarer Behäbigkeit zu schildern, unter der das Böse lauert. Dieses Böse entpuppt sich nur langsam. Da sind die Zustände im Ludwigshafener Kommissariat mit seinem todkranken Chef, dem sich Boll verpflichtet fühlt. Da sind die Bewohner von Höhbrücken, deren Erinnerungsvermögen stark getrübt ist. Und da ist die, offenbar routinemäßig, schale Betriebstemperatur der Kollegen in Pirmasens, die Bettina Boll zur Weißglut treibt. Monika Geier – 1970 in Ludwigshafen geboren und heute in Kaiserslautern lebend – nimmt sich heraus, diesen Kontrast zu verschärfen, indem sie Bolls feindselige Kollegen im pfälzischen Dialekt sprechen lässt. Das hat zwar eine gewisse Komik, ist aber nicht ohne Risiko, ein leiser Hauch von Herablassung bleibt.

Die Handlungsstränge verschränken sich zunehmend, dennoch bringt die Auflösung mehr als nur eine überraschende Wendung. Eine Menge des Geschehens im Hintergrund, damals wie heute, muss sich der Leser zusammenreimen. Es geht um die üble Erfahrung, dass Verbrechen mit Kinderprostituierten nicht an den Rändern, sondern in der Mitte unserer Gesellschaft geschehen. „Alles so hell da vorn“ führt in die seelischen Qualen von verkauften Mädchen, die nicht wissen, wie sie einmal geheißen haben, von wo sie gekommen sind, wer sie verschleppt hat. „Die ‚Sexy Bar‘ war gar kein dreckiges Bordell“, heißt es an einer Stelle: „Das war nur die Tarnung. In Wahrheit war sie eine dreckige Endstation. Sie war der Ort, an den Mädchen wie Nini, Olga und Manga kamen, wenn sie nicht mehr klein und niedlich waren.“

Was freilich nicht plausibel wird auf mehr als vierhundert Seiten, ist der Titel des Romans. Er lässt sich immerhin symbolisch lesen, als ein Bild dafür, dass auch die dunkelste Reise einmal aus dem Tunnel herausführen kann. Es bleiben einige Handlungsfäden liegen, dahinter steht gewiss System. Wer Bettina Boll mag, wird auf ihren nächsten Auftritt warten. ROSE-MARIA GROPP

Monika Geier: „Alles so hell da vorn“. Kriminalroman. Argument Verlag, Hamburg 2017. 352 S., br., 13,– €.

Der Likör unserer Wollust

Carlos Salem setzt einen Profikiller in den Sand

Viele Krimiautoren treten als Bedürfnisbefriediger auf. Ihr Publikum möchte etwas Spannendes lesen, also schreiben sie etwas Spannendes. Je zuverlässiger das Buch die gewünschte Wirkung erreicht, desto besser. Carlos Salem, 1959 in Buenos Aires geboren und seit 1988 wohnhaft in Spanien, begnügt sich nicht mit der Befriedigung nur eines Bedürfnisses. Sein Krimi „Wir töten nicht jeden“ will auch als Erotikschmöker und Komödie brillieren, dem Leser soll der Schweiß ausbrechen, er soll Lust empfinden und lachen. Da solche Genre-Produkte unter anderem nach ihrem Gebrauchswert beurteilt werden, darf man fragen: Funktioniert der Roman?

Einen ersten Hinweis gibt der überladene Auftakt. Juan Pérez Pérez, offiziell Pharmavertreter, inoffiziell Profikiller, plant als vertrauensbildende Maßnahme einen Urlaub mit den Kindern, bekommt das Reiseziel aber von seinem Arbeitgeber vorgeschrieben – ein FKK-Campingplatz am Meer, Anweisungen folgen. Vor Ort begegnet er hintereinander seiner Exfrau, die nun mit einem hochrangigen Richter liiert ist, seinem besten Freund, dem er vor Jahren versehentlich ein Auge und ein Bein weggeschossen hat, Yolanda, die auf dem Gelände arbeitet und sich umgehend in ihn verliebt, dem Literaturwissenschaftler Andrés Camilleri, der Kalenderblattweisheiten von sich gibt, und einem Kollegen mit dubiosen Absichten. Jede neue Figur macht die Lage unübersichtlicher, so dass Juan schnell darüber nachzudenken beginnt, wer mit wem paktieren könnte und wer wohl erledigt werden soll.

Die Antworten fallen ihm vierzig Seiten vor Schluss ein, was uns zu diesem späten Zeitpunkt die ersten, in homöopathischen Dosen ausgeschütteten Spannungsmomente beschert. Bis dahin schleppt sich das Geschehen von einer Bagatelle zur nächsten. Wenn gerade nichts anliegt (was meistens der Fall ist), perfektioniert Juan das Observieren und Beschreiben: „Ihre Brüste sind wie zwei saftige, goldene Pfirsiche.“ Camilleri verzichtet auf Obstvergleiche und bemüht stattdessen die Kunstgeschichte, sein Geschwätz allerdings ist nicht weniger blamabel. „Ich würde sie irgendwo zwischen Klimt und Modigliani ansiedeln“, sagt er über Yolanda, „sie ist engelhaft zart und gleichzeitig sinnlich, sanft und doch farbenfroh.“ Dem kann Juan nur zustimmen, an dem Philologen sei ein „phänomenaler Kunstkritiker verloren gegangen“.

Solche Exkurse beanspruchen mitunter mehrere Seiten, was besonders in einem Kriminalroman ein riskantes Unterfangen ist, welches man Abschweifungsvirtuosen wie Heinrich Steinfest überlassen sollte. Der Österreicher verklinkert seine vom Plot wegführenden Szenen am liebsten mit unerwarteten Sprachmanövern, Salem bevorzugt Schlüpfrigkeiten. So macht Juan seine Dauererektion laufend zum alles beherrschenden Thema. Warum wird er sie nicht los? Weil hinter jeder Ecke nackte und lüsterne Frauen lauern. Die attraktivste von ihnen ist „schöner als jede TV-Moderatorin“, der miese Charakter einer anderen lässt sich angeblich auf ihre ehemals kleine Oberweite zurückführen.

Ein Offenbarungseid auch die Liebesszenen: „Da nehme ich sie in meine Arme, und wir machen dort weiter, wo wir vor Stunden aufgehört haben, atmen das Prickeln unserer Haut und schlürfen voller Hingabe den Likör unserer Wollust.“ Den absoluten Nullpunkt erreicht Salem, wenn er zusätzlich mit nicht zitierfähigem Sprachkleingeld klimpert und damit einen Ton produziert, der beliebiger und unpersönlicher nicht sein könnte. Etliche der Peinlichkeiten, so steht zu befürchten, sind der Versuch einer Parodie, die jedoch nicht mehr vom Parodierten zu unterscheiden ist und uns am Ende nur daran erinnert, dass es keinen richtigen Humor im falschen gibt. Was ist also von diesem Roman zu halten, der so gerne packend, aufreizend und witzig sein will? Abstand. KAI SPANKE

Carlos Salem: „Wir töten nicht jeden“. Kriminalroman. Aus dem Spanischen von Ilse Layer. Deutscher Taschenbuchverlag, München 2017. 288 S., br., 9,95 €.

Springen und springen lassen

Krimis in Kürze: Gallert & Reiter, Emmanuel Grand, Christian Mähr

Von Rudolf Augstein ist die Devise überliefert, ein guter Artikel müsse dem Leser den ersten Satz wie ein Lasso zuwerfen. Das gilt natürlich auch für Bücher, wenngleich es da schon ein paar Sätze mehr sein dürfen. Der Roman **„Glaube Liebe Tod“** (Ullstein, 416 S., br., 9,99 €) von **Peter Gallert** und **Jörg Reiter** führt großartig vor, wie das geht. Da steht ein Polizist auf einer Duisburger Rheinbrücke und will springen. Der Polizeiseelsorger, der ihn davon abhalten will, stellt sich neben ihn – und springt selbst. Der Polizist springt hinterher, um ihn zu retten. Dass der Polizist kurz danach dann doch vom Dach eines Parkhauses springt, heißt nicht, dass Martin Bauers Strategie falsch war.

Dieser Martin Bauer ist der vielversprechende Versuch, der reichen Typologie der Ermittler ein weiteres Exemplar hinzuzufügen. Kein Pater Brown im Ruhrgebiet, sondern ein evangelischer Pfarrer von heute, verheiratet, eine Tochter, nicht pflegeleicht, aber bibelfest, *streetwise* und, was weniger Gott als das Genre von ihm verlangt: Er sorgt sich nicht nur um Polizistenseelen, er schaltet sich auch in

STREIFSCHUSS

die Ermittlungen ein, weil er an den Selbstmord nicht glauben mag.

Es geht dann zwar nicht ganz so furios weiter, wie es begonnen hat, es gibt die üblichen Querelen mit dem gewohnt uneinsichtigen und bürokratischen weltlichen Vorgesetzten, die halbwüchsige Tochter ist mit Globalisierungsgegnern nach Deauville gefahren, was zu Ehespannungen führt. Auch der Rotlicht-Pate und die verzweifelten rumänischen Prostituierten wirken eher wie aus dem Baukastensystem, aus dem sich auch der „Tatort“ bedient. Nur haben Gallert & Reiter mehr Witz, die Sprüche sind ruhrgebietstauglich, und im Showdown lassen sie es so krachen, als sei das Jüngste Gericht nicht mehr fern. Dass der nächste Bauer-Roman schon in Arbeit ist, ist daher keine schlechte Nachricht.

Ob es den Leuten im deindustrialisierten Duisburg schlechter geht oder denen im strukturschwachen Norden Frankreichs, lässt sich schwer beantworten. **„Späte Vergeltung“** (Rütten & Loening, 448 S., br. 16,99 €), der Thriller von **Emmanuel Grand**, jedenfalls spielt in einer Kleinstadt im französisch-belgischen Grenzgebiet, wo die Arbeitslosigkeit hoch ist und von der metallverarbeitenden Industrie nur noch Ruinen geblieben sind. Dass diese Vergangenheit aber nicht vergangen ist, zeigt sich schnell, nachdem der aus dem Elsass stammende Kommissar Buchmeyer, auch er ständig bedrängt von einem vorgesetzten Karrieristen, den Mord an einem Junkie-Mädchen zu untersuchen begonnen hat.

Buchmeyer ist ein Mann der Intuition, die ihm auch den scheinbaren Umweg in die achtziger Jahre weist, zu den Arbeitskämpfen und der damals mächtigen kommunistischen Gewerkschaft CGT. Die Kämpfer von damals sind inzwischen so mürbe und angezählt wie die ganze Region, und Grand arbeitet dieses Kapitel Wirtschafts- und Sozialgeschichte geschickt als Spannungselement in seinen Plot ein. Es hätte der Konstruktion allerdings noch besser getan, wenn Grand uns Leser nicht schon in einem längeren Prolog vieles von dem hätte wissen lassen, was der Kommissar erst herausfinden muss. Und eine Auflösung, die sich nur mit einem Identitätstausch bewerkstelligen lässt, ist selten zwingend.

Ironie gehört im deutschsprachigen Kriminalroman nicht zu den häufig und erst recht nicht zu den souverän verwandten Stilmitteln. Insofern fällt das Buch des Vorarlbergers **Christian Mähr** schon auf. Es hat auch einen eigenwilligen Titel – **„Aber das Bild war noch da“** (Verlag Wortreich, 312 S., geb., 19,90 €) –, und es hat keinen Kommissar oder andere Bedienstete des Staatsapparats. Ein mittelmäßiger Krimiautor spielt eine Rolle, ohne dass Mähr es mit der Selbstreferentialität übertriebe, ein an Selbstüberschätzung leidender und über seine Schlagkraft stolpernder Lokalpolitiker mit dem Namen Oswald Obwalter ist dabei, ein angemessen zwielichtiger, reicher Russe und natürlich auch der Maler, der ein Haus gemalt hat, im fotorealistischen Stil: jenes Bild, von dem der Titel spricht, das zwischenzeitlich auch mal weg ist und von dem einige sich einreden wollen, es liege ein Fluch auf ihm, der den jeweiligen Besitzer treffe.

Die Männer sind hier die weniger aktiven Kräfte, die Frauen entfalten deutlich mehr Energien, auch kriminelle: die Frau des Malers und die des Politikers, die Jugendliebe des Autors oder die Assistentin des Galeristen. Am Ende, das darf man verraten, steht das gemalte Haus im wirklichen Leben schief, und ein Auto ist in die Luft geflogen. Beides verschafft der Hypothese vom Fluch ein kurzes Comeback. Es hat auch Tote gegeben, aber nicht des Bildes wegen. Mähr bringt seine mitunter wie eine Scharade funktionierende Geschichte mit gut dosierter Boshaftigkeit zu Ende. Ein Heimatroman, der sich und uns alle Illusionen über diese Heimat erspart. PETER KÖRTE